

Einft und jetzt.

Von Paul Fensch.

25 Jahre sind eine lange Zeit im Menschenleben, allein im Strom der geschichtlichen Entwicklung sind sie ein kaum meßbar kurzer Augenblick. — Oder sollten wir nicht doch richtiger sagen: waren sie ein kaum meßbar kurzer Augenblick. In den Epochen, die vor der kapitalistischen Entwicklung liegen, wo der Fortschritt der Menschheit im Schnecken-tempo ging, da allerdings bedeuteten 25 Jahre herzlich wenig. Freilich, wer mitten im Kampfe steht — und wer von uns stände da nicht? — dem geht es häufig noch viel zu langsam, der reißt sich oft die Schultern wund, um den Gang der Entwicklung noch stürmischer zu beschleunigen und vertieft häufig in dem uns umgebenden ruhelosen Chaos des Werden und Unfertigen den Blick für die tüchtige Wegstrecke, die wir bereits zurückgelegt haben. Wer jetzt die Leipziger Arbeiterbewegung betrachtet, sowohl was ihre innere Kraft wie deren äußere Merkmale angeht, das Volkshaus in der Zeiger Straße und den Neubau der Leipziger Volkszeitung in der Tauschaer Straße, der wird kaum glauben, daß vor einem Menschenalter von alledem so gut wie nichts vorhanden war. Noch nicht 18 Jahre sind seit der Gründung der Leipziger Volkszeitung verfloßen, und 25 Jahre, seitdem Leipzigs Arbeiterklasse überhaupt erst über ein selbständiges Parteiorgan verfügt. Bis dahin mußte sie sich mit dem im Ausland erscheinenden, im Inland verbotenen Sozialdemokrat begnügen, der in Leipzig und Umgebung nicht mehr als 1800 Leser zählte, wozu noch rund 500 Leipziger Abonnenten auf andre in Deutschland erscheinende Parteiblätter kamen. Am 1. April 1887 entschlossen sich endlich die Leipziger Genossen zur Herausgabe eines eigenen Parteiblattes. Genosse Heinsch, jetzt Geschäftsführer unseres Parteiunternehmens in Frankfurt a. M., der die Drangsäle und Fährnisse der damaligen niedergedrückten arretierten Zeit mit durchgemacht und sie mit manchem Nebenwort „Gefängnis“ quittiert hat, gibt „unsern Lesern“ an andrer Stelle des heutigen Blattes ein schlichtes und anschauliches Bild jener Tage.

Was damals in den Herzen jener Männer lebte und was sie in den Stand setzte, sich allen Gewalten zum Trotz zu erhalten, das war nicht bloß der glühende Haß gegen das Bismarcksche System roher Brutalität und gemeiner Korruption, sondern vor allen Dingen die unerschütterliche Ueberzeugung von der siegenden, weltbefreienden Kraft des Sozialismus. Und diese Ueberzeugung erstarkte um so mehr, je furchtbarer die Staatsgewalt jede Propagierung des Sozialismus verfolgte, je spöttischer die „gebildete“ Bourgeoisie die Gedankenwelt des wissenschaftlichen Sozialismus abtun zu können glaubte. Rund 750 000 Stimmen waren bei den Reichstagswahlen 1887 auf die Kandidaten der Sozialdemokratie gefallen, das heißt, noch nicht einmal so viel, wie jetzt die Partei eingeschriebene Mitglieder hat. Der sozialistische Gedanke hatte erst eine kleine Vorhut des deutschen Proletariats in seinen Bannkreis gezogen. Die Gewerkschaften krüppelten mühselig am Boden dahin, das Sozialistengesetz schwebte auch über ihnen. Die Wahlen des Jahres 1887 hatten der Partei zwar einen Stimmenzuwachs von rund 200 000 gebracht, aber die Zahl der Mandate von 24 auf 9 gesenkt. Es war ähnlich so, nur in verkleinertem Maßstabe, wie 1907. Aber auch die auf diese Schläppen folgenden Wahlen gingen einander. Die Niederlagen waren die Mutter der Siege. 1890 stieg die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen auf mehr denn 1 400 000, die der Mandate auf 35. Das Wahlergebnis des Jahres 1912 ist noch frisch in Erinnerung. Mit 4¼ Millionen Stimmen und 110 Mandaten hat die Sozialdemokratie jede andre Partei weit hinter sich gelassen.

Der Vergleich dieser Zahlen von damals und heute lehrt aber nicht bloß das absolute Wachstum der Bewegung. Es würde sehr wenig zeigen, wenn er nur das zeigen würde. Er enthüllt uns auch manche Illusionen, die damals noch in der Partei steckten und denen wahrlich nicht die schlechtesten Köpfe anhängen. Die alles niederwerfende Begeisterung, die Opferfreudigkeit, die ähne Kampflust, die unerschütterliche Siegesgewißheit, sie sind von jeher unzertrennlich gewesen von der Natur eines echten Kämpfers, und um so stärker werden sie sich entwickeln, je größer die Gefahren und je klarer der Blick für das Endziel. Aber gerade je deutlicher das Ziel leuchtet, desto näher wird es scheinen, und desto leichter wird eine echte Kämpfernatur das Tempo der geschichtlichen Entwicklung überschätzen. Diesem Irrtum war nicht bloß Engels, sondern auch Marx — um an Lassalle nicht zu erinnern — zeitweilig verfallen, und es war nur selbst-

verständlich, ja, im geschichtlichen Sinne sogar notwendig, daß gerade die besten Genossen aus der Zeit des Ausnahme-gesetzes ihm ebenfalls huldigten. Schwerlich hätte ohne diesen Irrtum die deutsche Arbeiterbewegung die furchtbare Zeit des Ausnahmegesetzes so glänzend überstanden. Heute erkennen wir diesen Irrtum, wir erkennen freilich auch, wie viel wir ihm zu danken haben, aber immerhin: wir erkennen ihn als Illusion. Als im Jahre 1890 mit dem gewaltigen Siege der Sozialdemokratie das System Bismarck zusammenbrach, da ging etwas wie die Erwartung von tausend-jährigen Reich durch die Reihen der Partei. Das Umgekehrte war Tatsache geworden: Bismarck, der Allgewaltige, der Blutmensch, dessen Faust ein Menschenalter hindurch Deutschland regiert hatte, er war gefallen, er lag im Staube vor der triumphierenden Sozialdemokratie. Was war jetzt noch unmöglich? —

Sicherlich: das Ereignis des Jahres 1890 war gewaltig. Aber wenn wir Späteren heute auf diese Ereignisse zurückblicken, so kommen sie uns merkwürdig zwerghaft und unentwickelt vor. Was war damals Deutschland? Ein halber Agrarstaat, der schon seit einem Jahrzehnt wirtschaftlich nicht recht vorwärts kommen wollte. Die Politik Bismarcks, des Universalmenschen, war Kontinentalpolitik im engsten Sinne des Wortes gewesen, ihr Geschäftskreis war das kleine Europa, darüber hinaus war die Welt noch zugenagelt. Ihr Hauptgegner war Frankreich, während England, die Herrin des kapitalistischen Erdkreises, kaum in diese zwerghafte Welt hineintragte. Was war da groß zusammengebrochen, als Bismarck fiel? Der vermorschte Träger eines längst überlebenden Systems! Deutschland stand Anfang der 90er Jahre am Beginn einer neuen Periode, die sich zunächst ankündigte durch einen unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung, dessen Intensität nur von seiner Dauer übertroffen wurde. Um die Wende des Jahrhunderts trat ein kleiner Rückschlag ein, der aber rasch überwunden und von einer neuen, noch intensiveren Prosperität abgelöst wurde. Auch die Krisis der Jahre 1907 und 1908 ist überwunden und schon schaukeln wir von neuem auf der hohen See einer guten Konjunktur. In diesen rund 20 Jahren ist das moderne, großkapitalistische Deutschland eigentlich erst entstanden, das Deutschland des Imperialismus mit seiner Weltpolitik und seiner Flotte, seinen Marokko- und Chinaabenteuern. Seine Bevölkerung, die in den 20 Jahren von 1870—1890 um nur 8,6 Millionen stieg, vermehrte sich in der Zeit von 1890—1910 um 15,3 Millionen Köpfe. Der Ein- und Ausfuhrhandel, der sich in dem Jahrzehnt 1882—1892 von 6,4 Milliarden auf 6,9, also um eine halbe Milliarde erhöht hatte, war im Jahre 1910 auf 16,4 Milliarden gestiegen.

Jetzt erst hat dieses Deutschland die riesenhaften Rinder-schuhe abgelegt, die es noch aus der Bismarckschen Zeit an den Füßen hatte. Es ist der erste Industriestaat des Kontinents und, wenn man die Schnelligkeit seiner kapitalistischen Entwicklung und die Formen seiner kapitalistischen Organisation betrachtet, sogar der erste Industriestaat der Welt geworden. Damit aber hat er das Wort, das Karl Marx nach dem Kriege von 1870/71 prägte, seinen vollen Inhalt erhalten, wonach der Schwerpunkt der sozialistischen Bewegung nach Deutschland übergegangen sei. Heute ist die Bedeutung der deutschen Sozialdemokratie innerhalb der internationalen größer denn je. Und zwar weniger deshalb, weil sie die gewaltigsten Stimmenzahlen, die größten und geschlossensten Organisationen und die ausgedehnteste Parteipresse hat, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil die Bedeutung des Deutschen Reichs als einer kapitalistischen, weltpolitischen Macht im Vergleich zur Zeit vor 25 Jahren, ganz ungeheuer gewachsen ist. Das kommt durch nichts klarer zum Ausdruck, als durch das total veränderte Verhältnis Deutschlands zu England. Während früher England für Deutschland oder besser Deutschland für England kaum existierte, ist jetzt der deutsch-englische Gegensatz der Drehzapfen der gesamten Weltpolitik geworden. Dieser Gegensatz droht den ganzen Erdkreis in Flammen zu setzen, wie er ihn bereits seit Jahren mit ständiger Kriegsgefahr belegt hat. Die Gegensätze stehen auf des Messers Schneide. So waffengürtet zu Wasser und zu Lande wie jetzt ist der kapitalistische Erdkreis noch nie gewesen. Militär- und Marinevorlagen jagen einander, und jeden Augenblick droht der Funke, in das offene Pulverfaß zu fallen.

In diesem Kampfe gegen den imperialistischen Wahnsinn im Vordertreffen zu stehen, ist die Aufgabe und der Stolz der deutschen Sozialdemokratie. Gerade von ihrer Haltung hängt so viel ab, weil eben die kapitalistischen Klassen Deutschlands ihrerseits im Vordertreffen für den Imperialismus stehen. Nicht mehr wie 1887 und 1890 gegen Bismarck, das heißt gegen das kapitalistische System im nationalen Rahmen, richtet sich heute ihr Kampf. Die gewaltige Entwicklung Deutschlands hat ihren Kämpfen ganz von selber viel größere Bedeutung, viel großartigere Ziele gegeben: sie ist die internationale Vorkämpferin gegen den gesamten internationalen Kapitalismus in seiner reifsten und gleichzeitig gefährlichsten Form geworden, gegen den Imperialismus.

Und noch einmal sei an ein Wort von Karl Marx erinnert, das aus der Zeit nach der Revolution von 1848 stammt: eine Revolution ohne England ist ein Sturm im Glase Wasser.

In diesem Sinne war die Revolution von 1848 allerdings ein Sturm im Wasserglase, und noch mehr war es der Sturm Bismarcks. Heute aber wissen wir, daß die kommende Revolution kein Sturm im Glase Wasser sein wird, denn sie wird nicht ohne England sein. Die ungeahnten Wandlungen der letzten Jahre innerhalb des englischen Proletariats, die Massenstreiks der Eisenbahner und Bergarbeiter, sind feurige Schriftzeichen an der Wand des englischen Kapitalismus und zeigen uns, daß auch in England die Zeit sich ihrer Erfüllung naht.

So hat sich in den letzten 25 Jahren Gewaltiges verändert. Und noch gewaltigere Veränderungen stehen uns bevor. Aber so klein und eng uns auch heute jene Verhältnisse aus der Zeit von 1887 erscheinen mögen, eins wollen wir uns aus jenen vergangenen Tagen erhalten: die Opferfreudigkeit jener Männer von damals und ihre stürmische Zuversicht in die siegende Allgewalt des sozialistischen Gedankens. Wir werden sie vielleicht bitter nötig haben.

Vom Wähler zur Volkszeitung.

Von Otto Volkender.

Den Wunsch der Redaktion, anlässlich des heutigen Jubiläumstages des Leipziger Arbeiterorgans auch meinerseits einen Beitrag zu den Erinnerungen an alte Zeiten zu liefern, erfülle ich gern und freudig. Nachdem sich 1886 die ersten Anzeichen des Elberfelder Geheimbundsprozesses bemerkbar gemacht, hatte ich es für angezeigt gehalten, aus dem Rheinland zu verschwinden. Ich ging zunächst auf die Walze und lehrte später nach Leipzig zurück, wo ich schon früher als Schriftfeger „konditioniert“ hatte. Ich fand nach einigem Warten ein Unterkommen in der Buchdruckerei von Mehger u. Wittig, wo damals der ganze Stab des Leipziger Vereins, der sich vom Unterstützungsverein Deutscher Buchdrucker-gehilfen vorübergehend getrennt hatte, hauste und dem ich schon jahrelang angehörte. Mit Emil Täubert, der später den deutschen Staub von den Pantoffeln schüttelte und nach Amerika ging, wegen Nichtbeteiligung an einem Geschäfts-jubiläum entlassen, erlangte ich durch Fürsprache der Genossen Stellung als Seher in der Buchdruckerei von E. Thiele, kurze Zeit nachdem diese Druckerei den Druck des Wählers übernommen hatte. Als Nebenbeschäftigung redigierte ich die „Reform“, das damalige Leipziger lokale Buchdruckerorgan.

Bald darauf verließ August Enders seine Stellung als Korrektor und Hilfsredakteur des Wählers, um die Redaktion der Erfurter Tribüne zu übernehmen, und bestimmte mich, neben Hans Rief sein Nachfolger im Korrektorenlesen zu werden. Als Gustav Heinisch beim Jahreswechsel an die Begleichung seiner bei der sächsischen Justitia aufgelaufenen Rechnung denken mußte und auf etwa 7 Monate die Gefängnisräume bezog, avancierte ich auf Beschluß des Prekomitees zum Verantwortlichen des Wählers. Neben Manfred Wittich und Fritz Geyer arbeitete ich nunmehr als Lokalredakteur und hatte als solcher meine besondere Aufmerksamkeit dem Leipziger Lokalpolitik zuzuwenden, für deren Studium ich übrigens sehr bald auch Zeit und Gelegenheit in dem Hotel Beethoventraße fand, weil Genosse Geyer in einem Artikel über die Ungültigkeitserklärung des Landtagsmandats Wilhelm Liebknechts den sächsischen Landtag „ein nobles Parlament“ genannt hatte. Die zweite Gefängnisstrafe wurde mir auf Grund des beweglichen Gerichtsstandes vom Landgericht Chemnitz zubilligt, wo gleich über ein halbes Duzend Preßhändler auf einmal verhandelt wurde. Genosse Fröhlich von der Burgstädter Volksstimme erwischte dabei fast 1¼ Jahre, während ich für eine Notiz über einen Hauptmann in Döbeln mit einem Monat davon kam. Lebhaft in der Erinnerung steht mir noch, wie eines Tags mein immer lebenswüthiger Freund Bußl in die Redaktion gestürzt kam und mir nach der freundlichen Aufforderung: „Schöpfe Schreib!“ eine Notiz über die damals ausgebrochenen Differenzen im Vorstande der Ortskrankenkasse in die Feder diktierte. Mit Bußl, der übrigens auch Vorsitzender des Lokalkomitees war, war schon damals nicht gut Kirzchen essen. Das wußte übrigens niemand besser als er selber. Als ich ihn einst im Privatgespräch den „zartesten“ und „gemütlichsten“ Kerl von Leipzig und Umgegend genannt hatte, erklärte er dem Ueberbringer dieser wichtigen Mitteilung kurz und bündig: „Na, da hat er doch recht!“

Auch sonst ging es manchmal ganz nett zu. Eines Abends war ich vor das Forum des Prekomitees geladen, das im Café Hartmann tagte, um mich wegen angeblicher Vernachlässigung gewerkschaftlicher Interessen zu verantworten. Ich wurde aber, nach Aufklärung des Sachverhalts von aller Sünde freigesprochen — und die Sitzung endete mit einer kleinen Aufbesserung meines damals allerdings noch recht bescheidenen Redakteurgehalts.

Das Projekt der Gründung einer eigenen Druckerei zur Herausgabe einer modernen Arbeiterzeitung war durch lange Monate zunächst im engsten Kreise diskutiert worden. Die Hauptfrage war die Rentabilität, die von den beteiligten Fachmännern (Buchdruckern) meist ganz zweifellos bejaht wurde. Max Seyferth erörterte mit mir einst diese Frage eine halbe Sommernacht lang auf offener Turners-straße, so daß die patrouillierenden Schulleute nur Worte der Anerkennung für unsere „Standhaftigkeit“ hatten. Wenn gleich sich aber auch die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Projekts bei seinen Urhebern immer mehr festigte, so galt es doch zunächst noch eine lebhaftige Opposition zu überwinden, in der übrigens neben Genossen Geyer und Georg Zell auch Genosse Heinisch stand. Die Entscheidung fiel in einer Sitzung bei Köhler Franz in der Kreuzstraße, wo mit geringer Mehrheit zunächst im Prinzip die Neugründung einer eigenen Druckerei beschlossen wurde. Erst hiernach wurde Genosse Heinisch ein eifriger Förderer des Projekts. Daß dasselbe auch vom Parteivorstand ziemlich pessimistisch beurteilt wurde, beweist nicht nur die damalige Verweigerung einer finanziellen Unterstützung, sondern auch folgende kleine Episode. Eines Tages erschien Ignaz Auer in der Redaktion und erklärte, nachdem die Unterhaltung auf die „Projektmacherei“ gekommen war, daß, wenn er alles so genau wie